Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

Roland Tauschek

AM HÖLLENABGRUND

Eine biografische Erzählung

Engelsdorfer Verlag
Leipzig
2025

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

Bibliografische Information durch die Deutsche Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über https://dnb.de abrufbar.

Angaben nach GPSR:
www.engelsdorfer-verlag.de
Engelsdorfer Verlag Inh. Tino Hemmann
Schongauerstraße 25
04328 Leipzig
E-Mail: info@engelsdorfer-verlag.de

ISBN 978-3-69095-088-6

Copyright (2025) Engelsdorfer Verlag Leipzig
Alle Rechte beim Autor

Coverbild © Neural Pixels [Adobe Stock]
Fotografien Innenteil © Roland Tauschek

Hergestellt in Leipzig, Germany (EU)
Gedruckt auf FSC®-zertifiziertem Papier
Druck & Bindung: Esser printSolutions GmbH Bretten

16,50 Euro (DE)

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

Inhalt

Prolog 7
Einleitung 8
Eine Pilgerreise nach Rom 11
Ausreiseantrag 17
Klärung eines Sachverhalts 41
Die Inhaftierung 52
Abfahrt zur Verhandlung 110
Die Verhandlung vor dem Bezirksgericht / Der Prozess 115
Verlegung in die Strafvollzugseinrichtung Halle 120
Grotewohl Express/STVE Brandenburg 127
Besuch der Frauen aus Hoheneck 165
Zurück im Gefängnisalltag 169
Die Abschiebehaft Chemnitz/Kaßberg 181
Der Magirus Deutz 195
Fahrt ins hessische Gießen 199
Der Zug nach Bayern 204
Übergangswohnheim – Herzogenaurach 209
Unsere eigene Wohnung – eine Wohnung zur Miete 214
Erste Auslandsreise – 15. August 1985 216
Mein erster Job 222
Ich sehe Karina wieder 228
Das Telegramm 231
Fotografien 245

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

Prolog

Ein geglücktes Leben schreibt keine Literatur. Literatur erwächst aus jenem verborgenen, unstillbaren Schmerz, der im Innersten gärt wie eine unsichtbare Glut, der nicht in Begriffe zu sperren ist – und doch in der Dichtung begreiflich wird: im vieldeutigen, metaphorischen Erzählen, wie Urs Widmer es genannt hat.

Diese Arbeit ist der Versuch, Erlebtes und Erlittenes in Worte zu bannen – 27 Jahre im Schatten einer Diktatur, die sich in illegitimer Macht über Menschen erhob und unbedingten Gehorsam verlangte. Ein Staat, der das Leben an die Kandare nahm, was frei sein, was selbst entscheiden wollte.

Hier zeigen sich Grenzen, unübersehbar und unerträglich, wo der Mensch auf seine Naturrechte pocht: auf Würde und Freiheit. Rechte, die unveräußerlich sind, werden in der „DDR“ zur Disposition gestellt, verkürzt und zugunsten staatlicher Interessen beschnitten.

Ein schlichter Wunsch – eine Pilgerreise nach Rom – wird zum Stolperstein, dessen Folgen katastrophal sind. Ehefrau und Kind, kaum vier Jahre alt, geraten unter das Räderwerk totalitärer Überwachung. Und selbst nach der Haft, als die Tore längst offenstehen müssten, bleibt das Kind als Faustpfand zurück – ein perfides Spiel staatlicher Willkür, das den Hass gegen das frei gelebte Leben fortsetzt.

Aus diesen Erfahrungen erhebt der Autor eine Mahnung: Diktaturen leben von der Gleichgültigkeit und der Unbekümmertheit der Menschen. Sie nähren sich vom Schlaf derer, die nicht sehen wollen, wie Schritt um Schritt die Freiheit verkürzt und eingeengt wird. Nur Wachsamkeit und parlamentarische Kontrolle sind Mittel, die uns vor der Willkür staatlicher Institutionen bewahren.

Demokratie bedeutet daher: das Recht der Menschen zu urteilen – und die Macht, ihre Regierung zu entlassen. Es ist das einzige, uns bekannte Mittel, mit dem wir uns gegen den Missbrauch politischer Gewalt zur Wehr setzen können.

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

Einleitung

„Stillgestanden, Genossen! Augen geradeaus – rührt euch!“

Wie ein Feldherr tritt er auf, der oberste Dienstherr. Sein Blick schneidet durch die Reihen, sein Schritt hämmert wie ein Trommelschlag auf den Asphalt. Vor ihm: eine Hundertschaft in strammer Formation. Körper aus Fleisch, doch Seelen ausgehöhlt. Er mustert sie, schweigt, nickt – und spricht schließlich: „Prima gemacht, Genossen!“

Sie kehren zurück von ihrer Mission. Ungesehen, unauffällig, lautlos wie die Schatten der Nacht. Doch in ihren Gesichtern hängt die Müdigkeit schwer. Die Mundwinkel sinken herab wie bleierne Lefzen. Die Augen leer, als hätten sie längst den Kontakt zur Welt verloren. Denn was sie tragen, ist nicht ihr Wille, nicht ihre Freiheit – es sind fremde Befehle, eisern, apodiktisch, jenseits jeder Regung des Herzens.

Sie sind keine Männer mehr, keine Frauen mehr – sie sind Marionetten. Gliederpuppen im Dienst einer Macht, die mit unsichtbaren Fäden zieht. Funktionäre einer Diktatur, die alles Leben, alles Denken in den Gleichschritt zwingt.

Ihr Auftrag: Feinde unschädlich machen. Die Feinde des Sozialismus.

Feinde, das heißt: Menschen, die noch wagen, sich gegen das vorfestgelegte „Heil“ zu stemmen.

Das erste Ziel: die Unterdrückung.

Das Werkzeug: die Zerstörung des freien Gedankens.

Das Mittel: kollektive Massenorganisation.

Was in der Partei gebunden ist, wird lenkbar. Was lenkbar ist, wird beherrschbar. So formt der Staat sein System – den Staatssozialismus.

Und über allem thront die Staatssicherheit. Ein Staat im Staate.

Stets sprungbereit, ein Schwert in der Hand der Partei. Auf Abruf verbreitet sie Schrecken, löscht Namen aus, lässt Menschen verschwinden.

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

Dort, wo sie residiert, verstummen die Stimmen. Türen haben keine Klinken, Fenster keine Griffe, Menschen keine Identität. Ein Geisterhaus aus Beton und Stille, in dessen Korridoren Angst wohnt wie eine zweite Haut.

„Nichts ist eines Volkes deshalb unwürdiger, als sich ohne Widerstand von einer verantwortungslosen und dunklen Triebkraft ergebenen Herrscherclique ‚regieren' zu lassen."

(Die Weiße Rose – Hans und Sophie Scholl)

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

Eine Pilgerreise nach Rom

Anfang 1983 weckt ein besonderes Ereignis meine Aufmerksamkeit: Papst Johannes Paul ruft in Rom das Heilige Jahr aus.

Zu diesem Anlass soll die Heilige Pforte für Pilger aus aller Welt geöffnet werden – besonders junge Menschen sind eingeladen, ihren Weg nach Rom zu finden.

„Ihr seid das Salz der Erde, ihr seid das Licht der Welt“ (Mt 5, 13–16).

Dieser Ruf durchdringt Mauern, überwindet Zäune – und erreicht mich. Er löst Begeisterung aus: Ich will meinem Leben endlich eine fundamentale Richtung geben.

Dieser Entschluss hat einen Grund: Schon als Kind hat mir der SED-Staat meinen Glauben an Gott verschüttet.

„Du musst nicht schon wieder in die Kirche laufen – andere Kinder machen das doch auch nicht“, höre ich noch heute die Hortleiterin sagen.

Diese Bevormundung hat mich mein ganzes Leben begleitet. Immer fand sich jemand, der glaubte, mir vorschreiben zu müssen, was gut für mich sei – Kommandostrukturen von Kindesbeinen an.

Heute, als erwachsener Mensch, weiß ich: Gott steht hinter mir. Er begleitet meine Visionen und versteht, dass ich mich nicht ein Leben lang gängeln oder wie ein Ochse an der Nase herumführen lassen will.

Ich erinnere mich an ein biblisches Beispiel, das mir zeigt, dass Gott das Geschick der Menschen nicht tatenlos hinnimmt: den Auszug der Israeliten aus Ägypten (vgl. Ex 1–15).

Für mich ist es Pfarrer Paul Schelenz, der meinem Leben neuen, fundamentalen Schwung verleiht. Ich lerne ihn im Pfarrhaus im Brückenweg in Zeitz kennen. Mein Fragenhorizont nach Gott ist unerschöpflich.

Pfarrer Schelenz erlebe ich wie einen Vater mit warmem Herzen. Seine Stimme ist ruhig, seine Worte weich wie Samt. Sein Kopf bleibt klar und kritisch, sein Mund spricht eine Sprache voller Empathie. Einen Satz habe ich mir besonders von ihm bewahrt:

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

„Wir brauchen Religion, um menschlich zu leben. Wir brauchen ein konkretes Gegenüber, das uns sagt, wer wir sind. Die Naturwissenschaften haben keine Antwort auf den sinnsuchenden Menschen."

Der Natur sind wir gegenüber im Prinzip gleichgültig. Das sieht man beispielsweise an Tsunamis oder Erdbeben. Deshalb braucht es ein Subjekt, das liebt.

Daraus leite ich für mich ab: Es gibt ein Drinnen und ein Draußen.

Draußen die kalte, eisige Welt der politischen Götter – mit ihrer illusionären Ideologie, ihrem Geplärr und ihrem militanten Hass auf Andersdenkende.

Und drinnen die Welt, die mir Pfarrer Schelenz eröffnet: die christliche Welt, mit Jesus Christus als inkarnierter Gottheit.

Was könnte besser sein, als meinen Neustart mit einer Pilgerreise nach Rom zu beginnen?

Doch meine Begeisterung wird von einem Umstand gebunden, der wie Blei auf meiner Seele lastet: der SED-Staat. Ein Fremdkörper, der mir die Luft zum Atmen raubt, der mich verbiegen will – nicht mit mir, sondern gegen mich arbeitet.

An dieser Stelle folge ich dem klugen Gedanken meiner Frau: „Schreibe den Behörden in Zeitz einen Brief und sage ihnen, dass du eine Pilgerreise nach Rom machen möchtest. Dann wirst du sehen, wie sie reagieren!"

Damit hat sie im Prinzip recht. Denn „wer um sein Recht kämpft, der hat immer recht" – so singen es die politischen Götter der SED-Diktatur in ihrem „Lied der Partei": „Denn wer kämpft um sein Recht, der hat immer recht: die Partei, die Partei, die Partei."

Juni 1983 Erster Brief

Wie von meiner Frau vorgeschlagen, schreibe ich einen Brief an den Rat der Stadt Zeitz. Darin stelle ich einen Antrag auf Ausreise nach Rom – ich bitte um eine Genehmigung, um an der Heiligen Pforte teilnehmen zu können.

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

Ein Ausreiseantrag nach Rom ist ein seltener Vorgang. In der Regel haben die Behörden mit Anträgen nach Westdeutschland zu tun. Gerade deshalb rechne ich mir gute Chancen aus.

Also bitte ich um ein Besuchervisum für Rom und begründe mein Gesuch mit meinem Glauben an Gott – mit meinem christlichen Bekenntnis.

Ich will nach Rom pilgern – um meinen Glauben zu stärken.

Ich will nach Rom – um das Zentrum der Christenheit zu sehen.

Ich will nach Rom – weil Christus Ursprung und Ziel meines Gewissens ist.

Ich will nach Rom – um meine Fragen und Zweifel zu klären.

So schreibe ich es in meinen Brief und bringe ihn zur Post.

Es ist Juni 1983. In den folgenden Tagen warte ich gespannt auf Antwort. Jede Postzustellung könnte die ersehnte Botschaft bringen. Mein Herz pocht, sobald ich den Briefträger höre.

Doch die Tage verstreichen – keine Antwort. Warten und warten.

Mit bleiernen Schritten schlürfe ich zu meinem Gründerzeitschreibtisch. Ich ziehe den Stuhl hervor und setze mich nieder.

Ruhig tickt die Wohnzimmeruhr, ihr Perpendikel schwingt gemächlich von rechts nach links. Währenddessen rufe ich den Behörden noch einmal die Einladung des Papstes an die Jugend der Welt in Erinnerung.

Ich betone wiederholt, dass es ein einmaliges Erlebnis wäre, mit Gleichgesinnten auf dem Petersplatz in Rom zu stehen und eine solch liturgische Zeremonie mit eigenen Augen mitzuerleben. Darüber hinaus unterstreiche ich den sozialpädagogischen Wert dieses Festes, das meinen christlichen Glauben stärken soll.

Der Empfänger meiner Post: die Polizeiinspektion meiner Heimatstadt Zeitz – jene Damen und Herren, die bislang schweigen.

Ich fordere sie erneut unmissverständlich auf, mir endlich auf meinen Brief vom soundsovielten zu antworten.

Bis zu ihrer Reaktion verordne ich mir Geduld und Ruhe.

Das heißt: Ich gehe meiner gewohnten Arbeit nach, Tag für Tag, zur Sicherung meines Lebensunterhalts.

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

Früh verlasse ich mit meinem Motorrad als Erster das Haus, abends kehre ich zurück. Jeden Tag lege ich eine Strecke von 24 Kilometern zurück. Das Benzin muss ich aus eigener Tasche bezahlen – 1,50 „DDR“-Mark pro Liter. Über die Summe habe ich nie nachgedacht. Zu unbekümmert und naiv war ich, mit meiner TZ 250 ccm von A nach B zu fahren.

Ich war stolz auf dieses Motorrad, das mir meine Eltern bezahlt hatten. Den Sturzhelm – ein Geschenk meines Onkels aus Nürnberg, gekauft im Intershop in Gera – machte mich als „Rennfahrer“ komplett.

Doch vierzehn Tage später warte ich immer noch vergeblich. Falten ziehen sich über meine Stirn, mein Blick verdunkelt sich. Ich habe den Ball ins Spielfeld geworfen – doch der Schiedsrichter schweigt. Hat er die Pfeife verloren, oder will er das Spiel abbrechen?

Ich warte noch einmal vierzehn Tage, denn man sagt, Behördenpost brauche maximal vier Wochen. Als diese Frist verstrichen ist, kocht mein Blut. Ich bringe meine verbalen Geschütze erneut in Stellung.

Zweiter Brief

Wieder betrete ich meine Schreibstube. Ich setze mich, atme tief durch – und schreibe. Alles, was ich im Kampf um ein Menschenrecht brauche, ist Mut. Ich fordere die Polizeiinspektion meiner Heimatstadt Zeitz auf, mir endlich eine klare Antwort auf meinen ersten Brief zu geben.

Ich betone: Sie mögen nicht glauben mich wie eine *Tabula rasa*, wie ein leeres Blatt Papier behandeln zu können.

Endlich, nach acht Tagen, halte ich einen Umschlag in Händen. Dünn, kaum Inhalt. Ein maschinengeschriebener Satz: „*Wenden Sie sich mit Ihrem Anliegen an die Bezirksbehörde der Deutschen Volkspolizei in Halle. Hochachtungsvoll.*“

Keine Anrede. Kein Name. Keine Erklärung. Nur Abschieben. Schweigen, dummstellen.